

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 83 (1957)
Heft: 7

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Rorschacher Trichter



Nr. 33

Werner Wollenberger

Bewölkt bis schitter:

Der kommerzialisierte Valentin

Es wäre vorauszuschicken, daß ich weder gegen Blumen, noch gegen Freundschaft auch nur das geringste einzuwenden habe.

Diese Bemerkung mag Ihnen überflüssig erscheinen. Sie ist es aber nicht. Gegen das, was ich jetzt vorzubringen habe, werden sich nämlich sowohl die Freunde der Freundschaft, als auch der Verband schweizerischer Floristen minim bis sehr empören. Wenn ich richtig vermute, werden besonders die Blumenhändler in ein gar heftig' Geschrei des Protestes ausbrechen. Auf jeden Fall werden Sie mich für meine Zeilen kaum mit Blumen bewerfen. Und wenn sie es tun, dann lassen sie vermutlich die Töpfe daran ...

Also wie gesagt, ich habe nichts gegen Blumen. Außer gegen Dahlien, aber die scheiden ja um diese Jahreszeit aus. Fast alle anderen mag ich hingegen sehr. Die langstieligen Gerbera mit dem Strahlenkranz der rührend feinen Blütenblätter und den Farben, die so zart und leise sind wie auf altmodischen

Stichen. Die schweren Rosen mit den schweren Düften, insbesondere die lachsroten, die in einem ange deuteten Apfelgrün enden. Die frischen Osterglocken, die wächsernen Wicken und die pergamentenen Orchideen. Die Stiefmütterchen mit den verzerrten Gesichtern trauriger Bulldoggen. Die behutsamen Mimosen, die verschlafenen Veilchen und die Tulpen, die sich aufrecht halten wie Sofia Loren bei Aufnahmen für ein neues Plakat ...

Und selbstverständlich habe ich auch nichts gegen die Freundschaft. Sie ist ein nützlich Ding und gäbe es sie nicht, wären wir ärmer denn die Hunde. Ihre unglaubliche Seltenheit steigert ihren Wert übrigens noch um ein beträchtliches. Aber das ist ja bekannt, davon ist erst gar nicht zu reden.

Ich gehe sogar noch einen Schritt weiter und habe damit auch gar nichts dagegen, wenn man Blumen und Freundschaft in eine mehr oder minder fixe Verbindung bringt. Warum soll man nicht hie und da seinem Freunde oder einer Freundin ein paar Blümchen in die Hände oder vor die Füße legen? Schaden kann so etwas nie. Ganz abgesehen davon, daß Blumen immer schön sind und daß man gar

nicht genug von ihnen haben kann. Und auch gar nicht genug von ihnen schenken könnte ...

Nun ist aber in der letzten Zeit eine Verbindung zwischen Blumen und Freundschaft zustande gekommen, die mich gar nicht besonders freut. Und zwar vor allem, weil es weder eine spontane noch eine organische, sondern weil es eine durchaus zwangsläufige und gelenkte ist. Die schweizerischen Floristen haben nämlich in den ersten Tagen des Februar an viele Plakatwände dieses Landes Helgen geklebt, auf denen sich ein junges Paar hinter einem riesigen Blumenstrauß versteckt. Und über diesem botanisch cachierten Rendez-vous steht geschrieben: 14. Februar, Valentins-Tag.

Daß es so einen Tag gibt, war mir neu. Ich wußte von einem Mutter-Tag, von einem Tag des Pferdes und von diversen anderen Spezialtagen. Vom Valentins-Tag wußte ich nichts und fand auch zunächst niemanden, der mir genauer hätte Bescheid geben können. Da ich manchmal reger Phantasie bin, stellte ich eigene Vermutungen an. Deren schönste war die Annahme, daß es sich hier um einen Tag handle, an dem junge Mädchen jungen Männern, über die einst der Name Valentin hereingebrochen ist, große Blumensträuße verehren. Ich muß gestehen, daß diese Vermutung auch die bequemste war. Erstens nämlich bin ich kein junges Mädchen, sondern das ausgesprochene Gegenteil davon, und zweitens kenne ich nur einen einzigen Valentin und der kommt in Goethes «Faust» vor, spricht höchst ungewählt und muß dafür sterben. Oder doch so ähnlich ...

Immerhin überlegte ich mir, daß diese Vermutung auf denkbar dürftigen Beinchen einhergehe. Wegen der paar Damen, die Männer vor-namens Valentin verehren, pflastern sie doch nicht die teuren Plakatwände voll, die schweizerischen

Floristen! So auf Rosen gebettet sind sie nun auch wieder nicht. Nein!

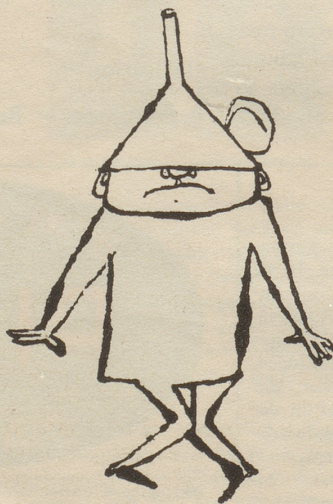
Also tat ich das, was man in Fällen von Ratlosigkeit modernerweise zu tun pflegt – ich fragte einen Briefkastenonkel. Und der erklärte mir nun, daß der Tag des heiligen Valentin auch der Tag der Freundschaft sei. Respektive daß der Valentin der Schutzpatron der guten Freundschaft sei und daß man den Tag, an dem er auf dem Kalender erscheint, als Tag der Freundschaft zu begehen pflegt. Das sei ein ziemlich alter Brauch.

Ich vergaß hinzuzufügen, daß er nicht hinzuzufügen vergaß: In Amerika ... Und nun haben also die schweizerischen Floristen die Idee gehabt, diesen Brauch auch bei uns einzuführen. Auch wir sollen uns wenigstens einmal im Jahre der Freundlichkeiten unserer Freunde erinnern und sie für ihre Freundschaftlichkeit auszeichnen. An und für sich ein ausgezeichnete Gedanke, diese Auszeichnerie, aber ... Hier aber erhebt sich die Frage: Warum tun die Floristen das? Aus purer Freundschaft zur Freundschaft? Aus moralischen, ethischen und bezaubernd idealistischen Motiven heraus?

Ich würde diese absolut rhetorische Frage furchtbar gerne ein wenig durch die Blume beantworten. Leider ist mir das trotz des Themas nicht möglich. Ich finde nämlich, daß man es ganz offen sagen soll: Also aus sentimentalen Erwägungen heraus tun sie es nicht. Die Rosen, die sie offerieren, sind nicht so rosig, wie es scheint. Sie haben außer den natürlichen Dornen auch noch einige andere Haken.

Zum Beispiel denjenigen, daß die Floristen mit diesem Einfall lediglich das flauere Februargeschäft ein wenig beleben wollen. Dagegen kann man an und für sich nichts haben. Es ist aber störend, daß sie zu diesem Zwecke gerade die Freundschaft bemühen müssen. Man sollte es wirklich nicht tun! Man sollte nicht eine gute Sache als Lokomotive für eine weniger schöne einspannen, nicht wahr?

Und man sollte noch etwas nicht tun! Man sollte nicht alles und jedes kommerzialisieren wollen. Auf jeden Fall nicht jedes Fest. Ostern ist das schon, der Muttertag ist es und von Weihnachten wollen wir gar nicht erst sprechen. Das ist oft überhaupt nichts mehr anderes als ein Anlaß zur Umsatzförderung auf christlicher Basis. Ja selbst, wenn man das noch hingehen lassen wollte, so ist doch die Idee, ein neues Fest nur zwecks Erhöhung der Einnahmen zu kreieren, nicht ausgesprochen glücklich. Es ist ein bißchen so, wie wenn die Post von



sich aus Jahrhundertfeiern ansetzte, nur um zu diesen Anlässen gewinnbringende Sondermarken herausgeben zu können ...

Und noch etwas: Wir haben bereits Bedürfnisse und Verpflichtungen genug. Es ist nicht notwendig, daß jetzt auch noch künstlich neue und zusätzliche geschaffen werden. Die Gefahr, daß so ein willkürlich eingeführter Valentins-Tag allmählich zu einer Institution werde, liegt nahe. Sie soll rechtzeitig gebannt werden. Wird sie es nicht, dann erfinden die findigen Leute nämlich bald wieder etwas Neues. Etwa den Schwiegermuttertag oder den Tag der Mauerblümchen oder die Nacht der Liebe oder die Woche der Löwenmäuler oder den Monat des Chlorophylls oder so etwas ähnliches. Um Einfälle werden sie nicht verlegen sein. Bestimmt nicht!

Nein, nichts gegen Blumen und nichts gegen Freundschaft. Und nichts gegen die Floristen. Aber sie sollen sich bitte etwas anderes einfallen lassen, um ihren Absatz zu steigern. Etwas, das nicht einen Heiligen in scheinheiliger Absicht bemüht. Sondern etwas, das in seiner Sauberkeit der Schönheit der Ware, die sie verkaufen, adäquat ist. —

Wie wäre es etwa mit einem Slogan: «Blumen sind immer schön?» Ich weiß, das ist nicht sonderlich originell. Aber es hat einen Vorzug: Es ist ehrlich ...

erfahren, das mir vollständig neu war. Nun gibt es zwar eine ganze Anzahl von Sachen, die ich noch zu erfahren habe, und die mir sehr neu sein können. So neu aber wie das, was ich neulich durch einen länglichen und schwer leserlichen Brief aus Staad erfuhr, wird mir jedoch voraussichtlich in der nächsten Zeit kaum etwas sein. Ich habe nämlich feststellen müssen, daß es bei uns Leute gibt, die deutschen Illustrierten nicht nur kaufen, sondern sie sogar glühend lieben und mit winkelfriedhaftem Mute gegen böswillige Anwürfe verteidigen. Das war mir tatsächlich mehr als neu. Das hätte ich von niemandem gedacht. Ich war wirklich der Ansicht, daß auch passionierte Leser deutscher Heftli zugeben würden, sie stellten sich bei der Lektüre dieser Blättchen freiwilligerweise (vielleicht auch erholungshalber) auf eine Stufe, die unter ihrem üblichen Niveau liege ...

Habe ich in meiner jugendlichen Leichtfertigkeit gemeint! Ist aber nicht so! Ist ganz anders! Doch hören Sie selbst:

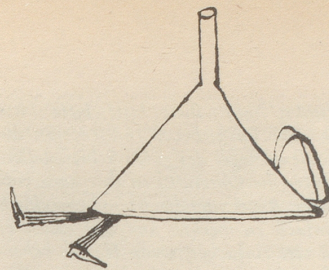
«Sehr geehrter Herr Wollenberger, wir, ein kleiner Kreis befreundeter Herren, hatten allwöchentlich ...»

Hier unterbreche ich rasch. Ich glaube nämlich, daß ich doch besser nicht den ganzen Brief zitiere. Er ist ein bißchen lang. Außerdem wiederholen sich gewisse Argumente. Also gebe ich Ihnen nur die Kernsätze weiter:

«Beim Lesen des letzten Nebelspalters fürchten sich im Aerger einige Stirnen, ebenso wurde die Frage laut: warum wir allwöchentlich diesen aufgewärmten Kohl lesen, dabei handelt es sich lediglich um einen konstant wiederkehrenden, in unseren Augen, faux pas, nämlich die wirklich grundlosen Anwürfe an die Adresse «Stern», «Quick» usw. Es würde uns nämlich interessieren, ob Sie alle Stern- und Quick-lesenden Schweizer für kritiklose Lümmel halten, die sich mit den geistigen Hungerrationen begnügen sollten, die ihnen von «Sie und Er», «Schweizer Illustrierte», neuerdings auch «Nebis» vorge-setzt werden.

Umso peinlicher für Sie, daß «Quick», unbestritten die bedeutendste Illustrierte des deutschen Sprachgebietes, es gar nicht nötig hat, mit Horoskop-Zauber die Leser zu beglücken!»

«... lieber dutzende von Sterne und Quicks als nur eine französische oder italienische Illustrierte, denn sehe und staune, wir beherrschen nämlich diese beiden Sprachen und haben uns einmal einen Abend verdorben mit der Lektüre obgenannter Produkte, die höchstens geig-



net sein dürften für Sexualpsychopathen und Exhibitionisten. Aber weil diese Dinge aus Staaten kommen, die einmal einiges Ansehen für sich buchen konnten (passée) sind sie wohl für Sie tabu?»

«Wir sprechen Ihnen absolut das Recht ab, die deutschen Illustrierten anzupöbeln nur weil sie tatsächlicher und aktueller, in jeder Beziehung besser sind als die unseren, nur um des Pöbelns willen, zumal sie auch aus dem Lande kommen, das für die Schweiz der wichtigste Handelspartner ist und von wo am meisten harte Marks unserer schwindsüchtigen, subventionslüsternen Hotellerie zufließen.»

Das wären die wichtigsten Sätze dieses Briefes, der im übrigen gar nicht einmal unfreundlich ist und sogar in seinem letzten, hier nicht zu zitierenden Abschnitt beteuert, daß sich die Verfasser trotzdem auf den nächsten «Rorschacher Trichter» freuen.

Das ist nett von ihnen und deshalb will auch ich gerne friedlich sein. Das heißt, ich will keineswegs von mir geben, was ich wirklich und in meines Herzens tiefstem Herzen von fast allen deutschen Illustrierten halte. Es würde die Schreiber des Briefes voraussichtlich zu sehr erschüttern. Bevor ich allerdings meinen erschreckenden Anfall von Friedfertigkeit bekomme, muß ich etwas feststellen. Und zwar

- a) daß ich einen quick- oder sternlesenden Schweizer nie und nimmer für einen kritiklosen Lümmel, sondern höchstens für einen kritiklosen Leser halte,
- b) daß ich die «Sie und Er» und die «Schweizer Illustrierte» um Verzeihung bitte, wenn sie überhaupt im gleichen Atemzuge mit den deutschen Illustrierten genannt wurden,
- c) daß die «Schweizer Illustrierte» auch ohne Horoskop-Zauber auskommt,
- d) daß ich auf den Vorwurf, Frankreich und Italien seien passé nicht eingehen kann, weil ich fürchte, mich sonst ebenfalls lächerlich zu machen, und
- e) daß ich auch das Argument mit dem «wichtigsten Handelspartner» und der subventionslüsternen Hotellerie nicht streifen will, weil ich glaube, daß diese beiden Dinge mit dem Import von deutschen Illustrierten ungefähr so viel zu tun haben wie künstliche Gebisse mit dem Weltrekord im Sackhüpfen.

So, und nun zum Beweis meiner Friedfertigkeit:

Ich sage nicht ein Wort gegen die deutschen Illustrierten. Aber auch nicht eines.

Ich zitiere nur ein paar Artikel, die ich in ein paar von ihnen gefunden habe ...

Die «Revue» vom 26. Januar 1957 brachte:

«Doppelleben endete mit Mord!» (Zwei Seiten)

«Auf der Spur des Liebespaarmörders» (Eine Seite)

«Der Arzt von Stalingrad» (Roman; nicht unbedingt aus unseren Tagen)

Der «Stern» vom 26. Januar 1957 brachte:

«Die Spritze war seine Mordwaffe» (halbe Seite)

«Die Schlinge wird zugezogen!» (Zwei Seiten über Liebespaarmörder)

«Sizilianische Ganovenahre» (andert-halb Seiten über Fehde zwischen sizilianischen Gangstern; ein Bild zeigt toten Banditen)

«Ihr letztes Rezept» (halbe Seite über mordverdächtige Apothekerin)

Das «Quick» vom 26. Januar 1957 brachte:

«Der Liebespaarmörder» (zwei Seiten)

«Wer mit wem?» (bezeichnender Titel für bezeichnende Klatschgeschichten aus dem Privatleben der Filmstars)

«Haie und kleine Fische» (Der große Roman der deutschen Kriegsmarine im Hitlerkrieg; nur für Leser mit Magenerven im Stahlrossenformat)

So das wär's!

Finden Sie nicht auch, daß es manchmal furchtbar einfach ist, friedfertig zu bleiben?

PS. Ich kann es nicht! Ich kann es wirklich nicht unterlassen, Ihnen noch zwei Dinge mitzuteilen:

a) Ich habe heute den Schreibern aus Staad ein Schreiben zugehen lassen. Es ist kurz und bestimmt nett. Außer ihm finden sich in ihm drei Exemplare von drei ausländischen Illustrierten. Diese sind: «Paris-Match» (die beste illustrierte Zeitung der Welt, in Frankreich erscheinend), «Life» (die beinahe ebenso gute zweitbeste), und «Le ore» (eine glänzend gemachte italienische Illustrierte).

b) Wissen Sie, wie die Unterschrift unter dem Brief aus Staad lautete? Bitte: «Die Wotan-Bande» ...



Wer schreibt, dem wird geschrieben ...

Und das ist nicht nur gut und richtig, sondern es ist für den berufsmäßigen Schreiberling manchmal auch noch ganz besonders interessant. Er erfährt dadurch Dinge, die sein Weltbild wesentlich bereichern und seinen Horizont beträchtlich weiten.

Ich zum Beispiel habe neulich etwas

CityHotel/zürich

Erstklass-Hotel im Zentrum
Löwenstr. 34, nächst H'bahnhof, Tel. 272055

Jedes Zimmer mit Cabinet de toilette,
Privat-WC, Telefon und Radio / Restaurant - Garagen / Fernschreiber Nr. 52437



Der Gast der Woche

Vor einiger Zeit habe ich Ihnen als meinen ersten «Gast der Woche» eine junge Dame namens Jaqueline vorgestellt. Die Reaktion auf ihren hübschen Beitrag war überwältigend. Zunächst einmal schrieben ein paar freundliche Leser liebenswürdige Worte des Lobes für die junge Schriftstellerin, und ein bekannter Mitarbeiter des Nebelspalters rief gar den Textredaktor an, um sich zu erkundigen, ob die Dame tatsächlich so gut schreibe, oder ob ich vielleicht ein bißchen an ... Also, ich habe an dem Artikel nichts gemacht! Und zwar weil ich prinzipiell an den Beiträgen, die in dieser Rubrik erscheinen, nichts ändere. Das heißt, ich füge keinesfalls etwas hinzu. Es kann höchstens vorkommen, daß ich einen Artikel etwas raffte, daß ich Ueberflüssiges, Weitschweifiges und Langatmiges streiche. Und auch das tue ich ganz sicher nur im Interesse des Schreibenden. Beziehungsweise im Interesse des Lesers, der bekanntlich einen Artikel doppelt schätzt, wenn er zu dessen Lektüre nicht die ganzen Winterferien braucht ... Weil wir gerade bei diesem dunklen

Punkte sind: Bitte bitte bitte bitte schreibt Euch, bevor Ihr schreibt, die goldene Regel des guten Schriftstellers hinter die Ohren. Es ist eine ganz einfache Regel und sie ist so schrecklich einfach zu merken und alle haben es so viel einfacher, wenn Ihr sie beherzigt! Sie lautete: «So lang als nötig, so kurz wie möglich!»

Das ist alles und das gilt. Wenigstens so lange als einer nicht Thomas Mann, Faulkner, Tolstoi oder so etwas ähnliches ist. Hat er es so weit gebracht, dann darf er so lang sein wie immer er möchte. Vorher nicht ...

Uebrigens schreibe ich dies auch aus einem etwas persönlicheren Grund heraus. Respektive aus einem egoistischen. Ich mache mir nämlich nicht gerne mehr Mühe, als ich mir unbedingt machen muß. Und das Kürzen eines Artikels ist für mich eine Heidenarbeit. Jedenfalls nimmt es mir mehr Zeit weg, als ich üblicherweise für einen eigenen Beitrag zu brauchen pflege. Das klingt übertrieben. Ich schreibe es nur hin, weil ich wirklich gerne konzentrierte Beiträge bekommen möchte. Mit anderen Worten: Weil ich lieber gute Artikel veröffentliche ...

Nun aber zum heutigen «Gast der Woche». Er heißt Gottfried Stutz. Jawohl, so heißt er. Das heißt, so will er heißen. Irgendwie möchte er gerne anonym bleiben, was ich allerdings nicht begreife, denn sein Beitrag ist a) ausgesprochen lustig und b) außerordentlich elegant formuliert. Er ist in der Tat so witzig und so gut, daß ich ihn abdrucke, obwohl mir sein Verfasser weder die Veröffentlichung seines wahren Namens noch diejenige seines Bildes gestattet. Ich möchte ausdrücklich darauf hinweisen, daß ich das nur in ganz seltenen Fällen tun werde. Wer der stannenden Mitwelt etwas zu sagen hat, der soll auch mit seinem Namen dazu stehen. Das ist nur recht und billig. Finden Sie nicht auch? Eben!

Ich finde! Und deshalb sage ich wenigstens so viel: Der Verfasser des folgenden Artikels heißt vorne Wolfgang, ist geborener Zürcher und lebt heute in der Nähe von Bern. Was er mir geschickt hat, ist sein erster Artikel im Nebelspalter, aber bestimmt nicht sein letzter. Der Mann kann schreiben. Und das ist mehr, als man von vielen anderen behaupten kann.

Bitte – hier ist der Beweis:

Mit vorzüglicher Hochachtung!

Es war keine große Firma – beileibe nicht. Sie setzte sich zusammen aus einem Chef mit dem Spitznamen Polly, einem Angestellten, zwei Büros und einem separaten WC. Dazu kam nun noch ich, Gottfried Stutz: hinausgeworfener Gymnasiast; ein durch und durch verderbter Lümmel und nichtsnutziger Bengel (laut Befund ehemaliger Lehrer), ein aufgewecktes Bürschchen, entschlossen, die Welt nicht ernster zu nehmen, als sie es verdient, ohne große Ehrfurcht vor erwachsenen Leuten (laut eigenem Befund). Die großen Leute hatten wieder einmal einen Krieg angefangen und somit war es mir nicht zu verargen, wenn ich vor ihrem Wissen, Können und Tun keinerlei Respekt hatte.

Ich begann also meine Lehre. Mitleidigen Menschen sei im voraus verraten, daß ich die drei düsteren Jahre, die mit ihr angingen, nicht fertig absaß. Denn erstens konnte ich nach drei Wochen schon alles, was ich bei dem guten Polly lernen konnte – trotzdem ich schwer von Begriff bin – und zweitens bekamen wir nach anderthalb Jahren so genug voneinander, daß Polly mich ohrfeigte, womit die Lehre vorzeitig zu Ende ging. Leider bekam ich für diese Ohrfeige keinerlei Entschädigung, denn der gute Polly konnte auf der Polizei nachweisen, daß ich ihn zuerst gehauen hatte. Seine Ohrfeige war somit nur Notwehr gewesen. Das corpus delicti hatte er dabei. Es bestand in seinem minim havarierten Kopf ... Aber das ist alles nicht so wichtig. Ich möchte hier von etwas anderem erzählen. Und zwar von Pollys außerordentlich persönlichen Stil. Den hatte er nämlich durchaus. Ich meine in bezug auf seine Korrespondenz. Auch seine Grammatik war nicht ganz ohne. Zumindest war sie originell. Ueber den Unterschied von Wer- und Wen-Fall, zu deutsch Nominativ und Akkusativ,

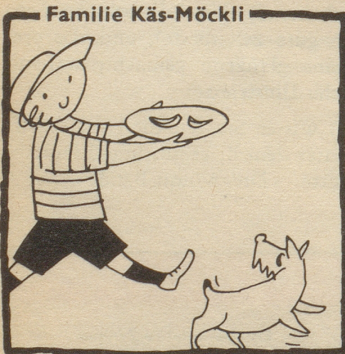
ging er mit genialem Gleichmut hinweg. Manchmal leistete ich mir den Jux, seine Briefe so zu schreiben, wie er sie diktiert hatte. Meistens aber schämte ich mich. Ich war ein empfindsamer Mann ...

War also meine Lehrzeit in grammatikalischer Hinsicht kein besonderer Gewinn, so habe ich bei Polly doch gewisse Usancen des feinen kommerziellen Korrespondenz-Stils erlernt. Denn er war ein Meister der Schlußformel. Unterschrieb er einen Brief mit «vorzüglicher Hochachtung», so war der Empfänger eine schlechte, lumpige, ekelhafte, lausige Person, ein Galgenvogel, Gangster und Halunke. Kurzum einer, der sich erfrecht hatte, sich vom guten Polly nicht über die Löffel balbieren zu lassen, und der deshalb aus tiefstem Herzensgrunde haßte und verabscheute ... Hieß es aber «... zeichne ich mit freundlichen Grüßen und dem Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung als Ihr ergebener ...», so war zu vermuten, daß sich die Geschäfte zu Pollys Zufriedenheit anließen und der Adressat ein ordentlicher Dummkopf war ...

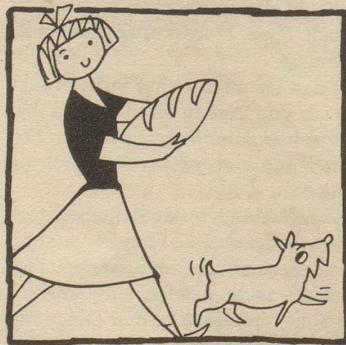
Feines Unterscheidungsvermögen verriet die Varianten «sehr ergebener», «ergebener» und «stets sehr ergebener». In allen drei Fällen hatte Polly schon etliches verdient ...

Stand da aber «... und begrüße ich Sie, sehr verehrter Herr und geschätzter Kunde, mit dem tiefsten Ausdruck meiner höchsten Hochachtung als Ihr stets aufrichtig und sehr ergebenster ...», also dann handelte es sich bestimmt um eine gesicherte Einnahmequelle und somit um einen erzdummen Trottel, einen ausgemachten Blödiän und ein ausgewachsenes Bohnenroß ...

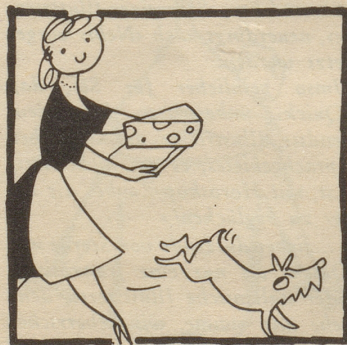
Es nützte nichts, Polly auf «sehr ergebener» hinzuweisen. Er verbat sich jede Einmischung auf das Energischste und nannte mich einen ordinären Lackel und degenerierten Schimpansen, der von guten Formen und höflichen Wendungen



Nützlich sind Hanslis Knoblauchzehen —



und wenn Heidi noch Brot bringt —



und Mamma feinen Emmentaler —



Papi gar mit einer Flasche Wein aufmarschiert —

enen Dreck verstehe. Das stimmt natürlich nicht. Ich hatte mir im Gegenteil all diese Feinheiten genau gemerkt und wäre sogar in der Lage gewesen, noch viel elegantere Schlußformeln zu erfinden. Und eines Tages war es dann auch wirklich soweit, daß ich ihn von meinem Können überzeugen konnte.

Das aber kam so:

Der gute Polly schrieb einen langen Brief an den Delegationschef irgendeiner ausländischen Einkaufskommission, dem er seine Original-Pollyschen Zuckertüten verkaufen wollte. Und da es sich um eine so hochgestellte Persönlichkeit handelte, tippte er den Brief eigenhändig. Ich hätte ihn nie so untertänig und gefühlvoll schreiben können, wie es sich für einen solch feinen und hochgestellten Kerl gehörte ... Wie die Schlußformel des Schreibens lautete, habe ich leider nie herausgefunden. Sie muß aber kolossal gewesen sein, denn anderntags fand ich im Papierkorb seitenlange Entwürfe dazu.

Zwei Tage später kam die Antwort des Herrn Delegationschefs, resp. diejenige seines Sekretärs. Erstens war es eine Absage und zweitens schloß sie mit «hochachtend». Also, ich kann einzig sagen, daß über mich schlimme Zeiten hereinbrachen. Der gute Polly war vernichtet, zermalmt, zerwalzt und erdrückt. Und seine diesbezüglichen Qualen reagierte er an mir ab. Was ich in jenen Tagen an Ausdrücken einstecken mußte, ging auf keine Kuhhaut. Geschweige denn in mein Notizbüchlein, in das ich Pollys Repertoire eintrug. Ich mußte ein neues kaufen ...

Nach weiteren zwei Tagen hatte Polly seine Wut verdaut und ausgetobt und ging zur Erholung nach Arosa. Damit saß ich allein im Büro, denn der Angestellte war drei Wochen zuvor hinausgeflogen.

Es war eine herrliche Zeit. Das einzige, das ich zu tun hatte, war Schlag acht Uhr und dann wieder punkt zwei im Büro zu sein, denn

Polly hatte Bekannte in der Stadt beauftragt, zwecks Kontrolle um diese Zeit anzurufen. Nachdem ich das herausgekriegt hatte, hängte ich jeweils über Mittag und abends den Hörer ab. Bei Anrufen kam somit das Besetztsymbol und Pollys Freunde mußten mich beim Arbeiten vermuten.

Zudem hatte ich täglich einen Rapport zu schreiben und diesen per Express ins Grand-Hotel zu schicken, damit Polly keines seiner wichtigen Geschäfte verpasse. Es geschah natürlich nichts, nicht einmal etwas Wichtiges. Ich tippte die Rapporte, und ein guter Geist flüsterte mir ein, sie schlecht zu tippen. Die Briefe wimmelten von Fehlern. Und am vierten Tage erfand ich eine Schlußformel, die Pollys kühnste Kombinationen glatt schlug und die ihn dermaßen erbitterte, daß die Ferien für die Katze waren.

Getreu seinem Prinzip «je größer der Trottel, desto freundlicher der Brief», schloß mein Rapport mit folgendem schönen Satz:

«Den höchsten Ausdruck meiner zutiefst empfundenen Hochachtung verbinde ich meinen allerherzlichsten Grüßen und allerbesten Wünschen zu Ihrer baldigen Wiederherstellung und restlosen, uneingeschränkten Genesung, beinebst der Hoffnung auf schönstes Wetter, angenehmste Geselschaft und sämtliche übrigen Vergnügen, und verbleibe bis auf weiteres und in alle Zukunft dero sehr und stets äußerst ergebenster Diener und hochgeachteter Stift
Gottfried Stutz.»

*

So, das wäre nun der Beitrag von Wolfgang W. in Spiegel bei Bern gewesen. Mir gefällt er, denn er ist nicht nur lustig und geschickt geschrieben, sondern er tippt auch noch ein Thema an, das längst wieder einmal einer Glosse rief. Ich meine das Geschäfts-Deutsch, das sich vom gewöhnlichen Deutsch vor allem dadurch unterscheidet, daß es gar keines ist ...

Wolfgang W. erhält für seinen Artikel

ein Honorar von Fr. 40.-. Eigentlich hätte er fünfzig bekommen, aber Strafe für Anonymität muß sein. Die zehn Franken schicken wir direkt an die Ungarhilfe. Wolfgang bekommt den Postabschnitt.

Und was bekommen Sie? Nun, das hängt ganz davon ab, ob Sie Zeit und Mut finden, sich als «Gast der Woche» bei uns einzuladen. Willkommen sind Sie auf jeden Fall.

Wissen Sie, es würde mich so sehr freuen, wenn der Nobelpreisträger des Jahres 1987 ausgerechnet mit einem Beitrag für den Nebelspalter begonnen hätte ...



halt ein Vorurteil hat, sucht obgenannt auf solchem Wege dies eines Erwachsenen würdigere Spielzeug. Gipfelhöhe Fr. 1000.-.

Offerten unter Chiffre RT - A 3 an «Rorschacher Trichter», Rorschach.

*

Suche eine Karikatur, die vor einigen Jahren einmal im Nebelspalter erschienen ist. Der Zeichner ist mir nicht bekannt, an die Zeichnung selber erinnere ich mich aber noch sehr deutlich. Sie zeigt eine hemdsärmelige Kuh mit langen, roten Klauen, einem dito Mund, unerhörten Augenwimpern, die einen raffinierten Blick überdachen. Weiteres Merkmal: Aufreizendes Lachen der Kuh.

Offerten unter Chiffre RT - A 4 an «Rorschacher Trichter», Rorschach.

*

Gesucht werden: Photographien oder Karikaturen von Bö, Philius, Werner Wollenberger, Bethli, Lilo, KL, Vati, Röbi, Bobby, Bums, RD, bi, Wälti, Schoenenberger, Jüsp, bil, Leffel, Moser, n. o. s., F. Behrendt, A. M. Cay, Hitsch, pin, P. Ba., AbisZ, F. Gilsi, René Gilsi, Paul, Honorarfräulein, Textredaktor und Setzer vom Nebelspalter.

Offerten unter Chiffre RT - A 5 an «Rorschacher Trichter», Rorschach.

*

Zu diesem letzten Inserat muß ich unbedingt eine Bemerkung machen. Und zwar eine im Interesse der Einsenderin, die es so gut mit uns Nebelspalter-Leuten meint. Bitte tun Sie der armen Frau nichts Böses an! Schicken Sie ihr jetzt nicht bündelweise Photographien von uns. Ich glaube nämlich nicht, daß sie Millionärin ist. Und das müßte sie wohl sein, um für jede Photi oder Karikatur fünf Franken nach Trogen schicken zu können ...

Ich mache da lieber einen Vorschlag zur Güte: Frau M. G. in Zuchwil schickt mir demnächst fünf Franken für das Pestalozzidor und ich beginne dafür unter dem Titel «Darf ich vorstellen» mit einer kleinen Galerie der «Nebi-Mitarbeiter». Allerdings unter einer Bedingung: Daß ich selber nicht in dieser Serie erscheinen muß. Ich mag mein Bild nicht auch noch im Nebelspalter sehen, mir genügt es schon, wenn ich es jeden Tag beim Rasieren anschauen muß. Ich bin nämlich gar nicht mein Typ ...



Gesucht wird:

Diese Rubrik des «Rorschacher Trichters» steht jedem Leser des Nebelspalters zur Verfügung. Wer irgendetwas Ausgefallenes, Originelles, schwierig Aufzutreibendes oder nur mühsam zu Beschaffendes sucht, möge uns schreiben. Wir veröffentlichen seinen Wunsch in Form eines kleinen Inserates. Findet sich ein Leser, der den betreffenden Gegenstand besitzt und loswerden möchte, möge er uns das mitteilen. Kommt es zu einem Abschluß, schicken beide Geschäftspartner je fünf Franken an das Kinderdorf Pestalozzi in Trogen.

*

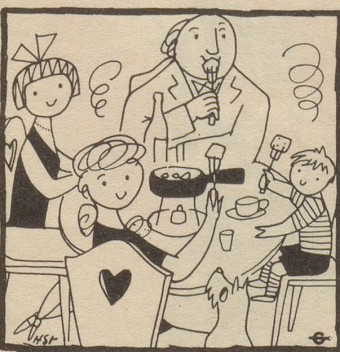
Gesucht wird: Neunzig «Fremdländische Stubenvögel», Ausgabe 1925 mit 42 farbigen Illustrationen, in gutem Zustand.

Dieses Buch ist vergriffen. Trotz großer Nachfrage hat sich bis heute merkwürdigerweise noch kein Verlag zu einer Neuauflage entschließen können.

Offerten unter Chiffre RT - A 2 an «Rorschacher Trichter», Rorschach.

*

Minderbemittelter Akademiker bietet einem tadellos erhaltenen Riley (1,5 Liter - 1949 ff.) gediegenes Heim bei guter Pflege. Familienanschluß garantiert. Darf seine Launen haben. Da Frau gegen kleine Flugzeuge und Motörchen im Haus-



Dann gibt's Familien-Fondue.

A propos Wein:

Der Wein zum Fonduekochen soll leicht und spritzig sein. Neuenburger eignet sich vorzüglich, und auch die Rebhänge am Genfersee liefern einen würzigen Fonduewein. Als Tischwein kann ruhig der gleiche Tropfen goutiert werden; wem die angebrochene Flasche nicht gefallen will, der serviert ihn in einer hübschen Karaffe. Wer dagegen eine Abwechslung liebt, kann vor oder nach dem Fondue eine Flasche Waadländer oder Fendant trinken. Zum Fondue selbst empfehlen wir eine Tasse Tee. Verlangen Sie beim Käse-Einkauf den ausführlichen rolen Fondue-Prospekt mit den vielen guten Tips.

Der Fondueschmaus ist - als Mittag- oder Abendessen - ein schöner wöchentlicher Brauch.



Schweiz. Käseunion AG